

EVA
VÖLLER

Eine

Sehnsucht nach Morgen



**SPIEGEL
Bestseller-
Autorin**

RUHRPOTT
Saga

lübbe

Inhalt

Cover

Über dieses Buch

Über die Autorin

Titel

Impressum

Widmung

TEIL 1

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

TEIL 2

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

TEIL 3

Kapitel 13

Kapitel 14

Kapitel 15

Kapitel 16

Kapitel 17

TEIL 4

Kapitel 18

Kapitel 19
Kapitel 20
Kapitel 21
Kapitel 22
Nachwort

Über dieses Buch

Band 3 der Reihe »Die Ruhrpott-Saga«

Ruhrpott, 1968: Flowerpower, Studentenbewegung, Arbeitskampf. Als Bärbel nach dem Medizinstudium in ihre Heimatstadt Essen zurückkehrt, spiegelt sich die Zerrissenheit der Gesellschaft auch in ihrer eigenen Familie wider: Die Schwester und ihr Schwager kämpfen mit privaten und beruflichen Schwierigkeiten, für die es keine Lösung zu geben scheint, und ihr Bruder setzt mit politischen Aktionen seine Zukunft aufs Spiel. Doch vor dem größten Problem steht Bärbel selbst, als sie den Mann wiedersieht, den sie früher für die Liebe ihres Lebens hielt ...

Über die Autorin

Eva Völler hat sich schon als Kind gern Geschichten ausgedacht. Trotzdem verdiente sie zunächst als Richterin und Rechtsanwältin ihre Brötchen, bevor sie die Juristerei endgültig an den Nagel hängte. »Vom Bücherschreiben kriegt man einfach bessere Laune als von Rechtsstreitigkeiten. Und man kann jedes Mal selbst bestimmen, wie es am Ende ausgeht.«

Die Autorin lebt mit ihren Kindern am Rande der Rhön in Hessen.

EVA VÖLLER

Eine
Sehnsucht nach
morgen

lÜbbe

RUHRPOTT
Saga

Vollständige eBook-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Copyright © 2022 by Bastei Lübbe AG, Köln
Textredaktion: Anna Hahn, Trier

Umschlaggestaltung: Johannes Wiebel | punchdesign, München
unter Verwendung von Illustrationen von © ullstein bild/ullsteinbild.de;
© shutterstock.com: Chris Hoff | Bildagentur Zoonar GmbH | Ruud Morijn
Photographer | Everett Collection
eBook-Erstellung: hanseatenSatz-bremen, Bremen

ISBN 978-3-7517-0740-4

luebbe.de
lesejury.de

Für Rosalie

TEIL 1

Kapitel 1

Schneematsch spritzte hoch und durchnässte Bärbels Mantel vom Kragen bis zum Saum. Mit einem empörten Aufschrei sprang sie zurück und blickte dem davonbrausenden Wagen nach. Einen Moment lang hatte sie geglaubt, er würde anhalten, doch dann hatte der Fahrer Gas gegeben und war weitergefahren. Möglicherweise auf Veranlassung der neben ihm sitzenden Frau, von der Bärbel einen kurzen, aber erkennbar giftigen Blick aufgefangen hatte. Als hätte sie es sich ausgesucht, am Silvesterabend hier am Straßenrand herumzustehen, durchgefroren und mit einem abgebrochenen Stiefelabsatz in der Hand.

Beim nächsten Fahrzeug, das die Abfahrt nach Essen ansteuerte, hatte sie mehr Glück. Der Wagen hielt neben ihr an, und die Beifahrertür wurde aufgestoßen.

Der Fahrer hatte sich vorgebeugt und blickte sie erwartungsvoll an. »Wie viel?«, fragte er, während er sie auf eindeutige Weise musterte.

Bärbel schlug kommentarlos die Autotür zu und wandte sich wütend ab. Der abgewiesene Fahrer schien nicht weniger entrüstet zu sein als sie. Er fuhr mit durchdrehenden Reifen davon, und Bärbel wurde von einer weiteren Ladung Schneematsch getroffen. Sie fluchte.

Anschließend musste sie geschlagene zehn Minuten warten, bis wieder ein Wagen anhielt. Diesmal war es ein ziemlich verbeulter Kleinlaster, aber er wurde sofort langsamer, als Bärbel den Daumen raushielt. Mit quietschenden Bremsen kam er auf der Standspur zum

Stehen. Auf der Ladefläche geriet einiges von dem Altmetall, das dort aufgestapelt war, in Bewegung. Scheppernd rutschten diverse alte und verbogene Eisenteile hin und her, und durch die Ladeklappe rieselte etwas Rost in den frisch gefallenen Schnee.

Anscheinend ein *Klüngelskerl*, wie man die Schrottsammler hier im Ruhrgebiet nannte. Bärbel erinnerte sich, wie begeistert sie früher als Kind losgestürmt war, sobald draußen das unverwechselbare Dudeln ertönte und der Pritschenwagen vorbeigetuckert kam. Es war immer ein faszinierendes Ereignis gewesen, wenn in der Nachbarschaft das Gerümpel abgeholt wurde, lauter Kram, der so alt und unbrauchbar war, dass sogar die ärmeren Leute nichts mehr damit anfangen konnten.

Der Fahrer des Pritschenwagens reckte sich über den Beifahrersitz und machte ihr die Tür auf. »Nach Essen rein?«

Bärbel nickte und betrachtete ihn verstohlen. Er war ein verhutztes Männlein von mindestens siebzig und sah nicht so aus, als hätte er ähnliche Absichten wie der Idiot von vorhin.

»Können Sie mich ein Stück mitnehmen?«

»Klar. Wenn et Sie nich stört, dat et ein bissken eng und dreckich hier drin is.«

»Keine Spur«, erklärte Bärbel. Sie war heilfroh, endlich aus der Kälte zu kommen. Ihre Beine fühlten sich mittlerweile wie Eiszapfen an. Die grobmaschige Netzstrumpfhose war definitiv nicht die passende Bekleidung für einen verschneiten Winterabend.

Entschlossen quetschte sie sich zusammen mit ihrem Koffer auf die Beifahrerseite. Eine Rückbank gab es nicht. Sie bugsierte das sperrige Ding zwischen sich und den Fahrer und machte sich so klein wie möglich. Trotzdem musste sie noch eine Weile herumruckeln, bis sie die Wagentür schließen konnte.

»Wie kommen Sie denn überhaupt mit sonnem großen Koffer anne B eins?«, fragte der Klüngelskerl, während er den Wagen wieder startete. Der erste Gang knarrte protestierend beim Einlegen.

»Ich war mit dem Auto unterwegs und hatte eine Panne.«

»Wo steht Ihr Wagen denn getz?«

»Ein Stück weiter dahinten, auf einem Parkplatz. Ich bin die letzten zwei Kilometer bis zur Abfahrt gelaufen.«

Der Fahrer reckte den Kopf, um einen genaueren Blick auf sie zu erhaschen. Bärbel hatte den Koffer halb auf den Schoß gezogen, und dabei war ihr Mantel hochgerutscht. Normalerweise reichte er ihr bis zu den Knöcheln. Darunter trug sie immer noch das in grellen Farben gemusterte Minikleid und die kniehohen weißen Lackstiefel sowie besagte Netzstrumpfhose. Sie hatte sich schon am Nachmittag für die Silvesterparty zurechtgemacht, zu der sie mit Gerhard hatte gehen wollen. Die Sachen hatte sie zur Arbeit mitgenommen und sie gleich nach Dienstschluss im Umkleideraum der Klinik angezogen. So hatte sie nicht extra noch einmal zu ihrer Wohnung fahren müssen.

Der Klüngelskerl starrte ungeniert auf ihre Beine. »Bisse überhaupt schon volljährig? Wissen deine Eltern, wo du dich spätabends rumtreibst?« Stirnrunzelnd fragte er weiter: »Bisse etwa von zu Hause abgehauen?«

Sein Tonfall schwankte zwischen Missbilligung und Besorgnis. Bärbel seufzte innerlich, weil sie wenig Lust hatte, ihre Situation zu erklären, aber zugleich war sie erleichtert, weil sein Interesse an ihr nur väterlicher Natur zu sein schien.

»Ich bin viel älter, als ich aussehe, schon sechsundzwanzig«, sagte sie wahrheitsgemäß. Scherzhaft fügte sie hinzu: »Soll ich Ihnen meinen Ausweis zeigen?«

Das schien der Klüngelskerl nicht für nötig zu halten. Er ging wieder zum *Sie* über.

»Wo wollen Sie denn eigentlich genau hin?«, erkundigte er sich.

»Nach Fischlaken.«

»In Fischlaken hab ich früher auch oft meine Runden gedreht!« Es klang eine Spur sentimental. »Is aber gut und gerne zwanzig Jahre her.«

»Ich erinnere mich«, sagte Bärbel. »Als Kinder sind wir da immer hinter Ihrem Wagen hergerannt.«

»Ach wat! Dat gibbet doch nich! Wat is die Welt doch klein!« Er dachte kurz nach. »Damals hatte ich noch en anderes Auto.«

Bärbel zuckte mit den Schultern. Sein einstiges Auto war ihr genauso gammelig und verbeult vorgekommen wie das heutige, sie hätte beim besten Willen keinen Unterschied feststellen können.

»Sie stammen aber nich hier ausse Gegend, oder?«, fragte der Klüngelskerl.

»Nein, ich bin in Berlin geboren und erst zum Kriegsende in Essen gelandet.«

»Kommen Sie da getz gerade her? Aus Berlin?«

»Nein, aus Hamburg.« Bärbel erspähte eine Telefonzelle. »Da drüben können Sie mich rauslassen. Ich rufe meine Schwester an, die kann mich dann hier abholen.«

»Quatsch, ich bring Sie dat Stücksken noch. Ich muss nach Kettwig, dat is ja bloß ein kurzer Schlenker nach Fischlaken.«

Bärbel wollte protestieren, doch er war schon weitergefahren.

»Und in Hamburg? Wat haben Sie da gemacht?«, wollte er wissen.

Mein Leben ruiniert, dachte Bärbel.

»Gearbeitet«, sagte sie.

Das schien erst recht seine Neugier zu wecken.

»Als wat denn?«

Bärbel war versucht, ihm irgendwas vorzulügen, damit er Ruhe gab, denn wenn sie die Wahrheit sagte, würde es unweigerlich zu weiteren Fragen kommen. Sobald die Leute erfuhren, welchen Beruf sie ausübte, erntete sie regelmäßig ungläubige Blicke.

»Ich bin Ärztin«, sagte sie. »Im ersten Berufsjahr«, ergänzte sie, in dem Bestreben, es weniger hochtrabend klingen zu lassen. Dennoch schien er es kaum fassen zu können.

»Ne richtige Ärztin? Eine Frau Doktor? So mit weißem Kittel?«, vergewisserte er sich. Ehrfurcht lag in seiner Stimme.

Bärbel nickte leicht verlegen. Es war ihr zuwider, in irgendeiner Weise Eindruck zu schinden, deshalb mochte sie diese Art von Gesprächen nicht.

»Haben Sie in Hamburg eine eigene Praxis?«

»Nein, ich arbeite im Krankenhaus. In der Chirurgie.«

Dass sie nie wieder einen Fuß in die Eppendorfer Klinik setzen würde, erwähnte sie lieber nicht.

»Hamburg – dat is weit weg«, sagte der Klüngelskerl. Sein Bedürfnis, das Gespräch in Gang zu halten, schien nicht nachzulassen. »Wat hat Sie denn dahingezogen?«

»Ich wollte mal aus dem Ruhrpott raus.«

Auch das war nicht wirklich die Wahrheit. Wenn es nach ihr gegangen wäre, hätte sie nie von hier weggehen müssen.

Der Klüngelskerl wollte die Konversation nicht abreißen lassen. »Wie is dat denn da oben im Norden so?«

Bärbel gab die erstbeste Antwort, die ihr in den Sinn kam. »Kalt und windig.«

Der Klüngelskerl lachte und ließ dabei ein paar braune Zahnstümpfe sehen. »Dat kricht man hier im Ruhrpott auch geboten. Und den Dreck vonne Schlote noch obendrauf.«

Bärbel lachte pflichtschuldigst mit. »Ja, der Kohlenstaub bleibt uns hier in der Gegend wohl noch eine Weile erhalten, auch wenn immer mehr Zechen schließen.«

Danach verstummte sie, und zu ihrer Erleichterung hörte der Klüngelskerl auf, sie über ihr Leben auszufragen. Stattdessen fing er an, von sich selbst zu erzählen. Warum er am Silvesterabend noch unterwegs war, wo doch alle anderen Leute längst ins neue Jahr reinfeierten (er hatte sich den Metallschrott aus einer großen Haushaltsauflösung sichern können, das durfte er sich nicht entgehen lassen), und dass im letzten Jahr seine Frau gestorben war. Unterleibskrebs, die Ärzte hatten alles versucht, leider vergeblich. Seine jüngste Tochter, die genauso alt war wie Bärbel, stand kurz vor der Geburt ihres ersten Kindes, vielleicht kam es sogar schon morgen auf die Welt, er konnte es kaum erwarten. Endlich ein Enkelkind, darauf freute der Klüngelskerl sich unendlich, und der einzige Wermutstropfen bestand darin, dass seine Frau das nicht mehr erleben durfte. Sie hatten noch zwei ältere Töchter gehabt, Zwillinge, aber die waren als kleine Mädchen gestorben. Beide innerhalb von acht Tagen, an Polio, wie er Bärbel berichtete, mit einer Stimme, aus der immer noch der alte Schmerz herausklang.

Spontan bekundete sie ihr Mitgefühl. Unwillkürlich erinnerte sie sich an die frühen Fünfzigerjahre, als diese furchtbare Seuche noch ungebremst über das Land hinweggezogen war. Einmal, da war sie elf oder zwölf gewesen, hatte man deswegen sogar die Freibäder am Baldeysee den Sommer über dichtgemacht, aus Sorge, dass die Menschen sich im Wasser ansteckten. Zahlreiche Kinder waren damals an der Krankheit gestorben, und von denen, die sie überlebt hatten, waren viele als Folge gelähmt. Vereinzelt gab es immer noch Fälle, obwohl mittlerweile flächendeckend gegen Poliomyelitis geimpft wurde. Der Slogan der Vorsorgekampagne war in aller Munde - *Schluckimpfung ist süß, Kinderlähmung ist grausam*. Trotzdem ließ immer noch längst nicht jeder seine Sprösslinge impfen, abgesehen von der Pockenimpfung, die war Pflicht.

Sie fuhren durch Bredeney, und Bärbel betrachtete durch das trübe Seitenfenster die vertrauten Straßenzüge der Stadt, in der sie sich früher immer heimisch gefühlt hatte. Bis zu dem Tag, als alles in Stücke gebrochen war.

Hastig verbannte sie die Erinnerungen aus ihren Gedanken und versuchte stattdessen, die Schneeflocken zu zählen. Aber die wurden immer zahlreicher, denn unversehens hatte heftiges Schneetreiben eingesetzt. Die altersschwachen Scheibenwischer kämpften mühsam dagegen an, und der Klüngelskerl streckte den Kopf übers Lenkrad, als könnte er so besser die Straße erkennen, deren Begrenzung im dürftigen Lichtkegel der Scheinwerfer kaum noch zu sehen war. Bärbel verkniff sich die Frage, ob er nicht lieber seine Brille aufsetzen wolle; falls er überhaupt eine besaß, taugte die wahrscheinlich bloß zum Lesen. Als sie den steilen Bredeneyer Berg hinunterfuhren, reduzierte er zum Glück die Geschwindigkeit so weit, dass die Gefahr, auf der schneeglatten Fahrbahn ins Rutschen zu geraten, nicht mehr ganz so groß war.

Von der Brücke aus, die in Werden über die Ruhr führte, waren es nur noch ein paar Minuten Fahrt bis nach Fischlaken. So gesehen war es tatsächlich bloß ein kurzer Schlenker für den Klüngelskerl. Bis Mitternacht dauerte es noch eine gute Stunde. Er würde früh genug bei seiner Tochter und seinem Schwiegersohn in Kettwig eintreffen, um mit ihnen auf das neue Jahr anzustoßen.

Bärbel wies ihm den Weg. Während er in die Straße einbog, in der sie aufgewachsen war, wurde ihr ein wenig mulmig zumute, denn sie würde gleich unangemeldet ins Haus platzen. Als sie am Nachmittag in Hamburg aufgebrochen war, hatte sie einfach nur heimgewollt. Wahllos hatte sie ihren Koffer vollgestopft und war losgefahren, als wäre der Teufel hinter ihr her. Inge und die anderen würden aus allen Wolken fallen, auch wenn Bärbel nicht daran zweifelte, dass sie sich unbändig über ihre

unverhoffte Heimkehr freuen würden. Sie war ewig nicht zu Hause gewesen, das letzte Mal vor gut sechs Monaten. Seither hatte sie zwar fast wöchentlich mit der Familie telefoniert, und ihre Schwester und ihr Schwager hatten sie im Laufe des vergangenen Jahres auch zweimal in Hamburg besucht, einmal anlässlich ihrer Approbation und das zweite Mal zur Promotionsfeier. Doch ihr Vater und ihr Bruder Jakob waren nicht dabei gewesen. Sie hatten angenommen, dass sie ohnehin bald wieder auf Urlaub heimkäme, so wie schon während des Studiums, da hatte sie sich ja auch regelmäßig zu Hause blicken lassen.

Doch in der Folgezeit hatte es einfach nicht klappen wollen. Größtenteils wegen der vielen anstrengenden Dienste in der Klinik, aber auch wegen Gerhard, der sie in ihrer Freizeit häufig in Beschlag genommen hatte.

Es gab noch einen dritten Grund, doch über den dachte Bärbel nur ungern nach.

Immerhin hatte sie ursprünglich vorgehabt, wenigstens Weihnachten mit der Familie zu verbringen. Bei der Gelegenheit hätte sie anschließend auch gleich mit ihren Geschwistern Geburtstag feiern können – ihren eigenen und den von Inge und Jakob. Sie hatten alle drei in der letzten Dezemberwoche Geburtstag. Aber dann hatte man sie in der Klinik gebeten, über die Festtage eine Vertretung zu übernehmen. Sie hatte zugestimmt, weil sich sonst keiner gefunden hatte. Und weil sie wusste, dass sie daheim in Fischlaken unweigerlich dem dritten Grund begegnen würde.

»Oh, bitte anhalten, wir sind schon da!« Bärbel wurde schlagartig aus ihren düsteren Gedanken gerissen. Um ein Haar wäre der Pritschenwagen am Ziel vorbeigefahren. Der Klüngelskerl hielt an, und sie bedankte sich herzlich bei ihm.

»Sie waren meine Rettung!«

»Dat hab ich doch gern gemacht«, wehrte er ab.

Sie bestand darauf, dass er ihr seine Adresse nannte, weil sie ihm eine kleine Aufmerksamkeit zukommen lassen wollte, worauf er meinte, dass das wirklich nicht nötig sei und ob sie sich stattdessen mal eben seine rechte Hand ansehen könne.

»Die Finger schlafen nachts ein«, sagte er. »Immer die ersten drei, wie ne Schwurhand. Und dann tut dat richtig weh. Wat kann dat sein?«

Über ihren Koffer hinweg streckte er ihr seine Rechte hin. Bärbel untersuchte sie, so gut es bei der schwachen Innenbeleuchtung des Wagens eben ging. Er hatte Arthrose in den Fingergelenken, aber das war für sein Alter nicht ungewöhnlich. Der Daumenballen war leicht atrophiert, ganz so, wie sie es nach seiner Schilderung bereits vermutet hatte. Sie bog sein Handgelenk nach innen.

»Tut das weh?«

Er überlegte kurz, doch dann setzten auch schon die Schmerzen ein. »Aua, ja.«

»Und das?« Sie klopfte an der Innenseite des Handgelenks auf die Nervenbahn.

»Hm, ja, wie tausend Ameisen.«

»Höchstwahrscheinlich ein Karpaltunnelsyndrom«, sagte sie.

»Wat is dat?«

»Eine Einengung der Nerven. Man kann es operieren, aber oft hilft schon eine Handschiene, die man nachts trägt. Haben Sie auch tagsüber Beschwerden?«

»Kaum.«

»Dann lassen Sie sich am besten von Ihrem Hausarzt eine Schiene verordnen.«

»Können Sie mir nich einfach eben eine aufschreiben?«

Sie lächelte ein wenig schief. »Ich habe keinen Rezeptblock.«

»Dann sollten Sie sich so wat aber mal schleunigst besorgen. So ne tüchtige Frau Doktor wie Sie!«

Sie lachte. »Ich bin erst Assistenzärztin, so schnell schießen die Preußen nicht.«

»Ach wat. Sie werden et noch allen zeigen!« Er wünschte ihr einen guten Rutsch ins neue Jahr, und nachdem sie ihren Koffer auf die Straße gewuchtet und die Autotür zugeworfen hatte, winkte er ihr zum Abschied zu.

Klappernd und rumpelnd fuhr der kleine Laster anschließend davon, und Bärbel blieb für einen Augenblick stehen und schaute ihm nach, tief in alte Erinnerungen versunken.

*

Durch den dicht fallenden Schnee kam ein Mann näher und blieb vor dem Nachbarhaus stehen, nur ein paar Schritte von ihr entfernt.

Sie wusste sofort, dass er es war, obwohl sie sein Gesicht unter der dunklen Wintermütze nicht genau erkennen konnte. Jede Linie seiner Gestalt war ihr so vertraut wie ihr eigener Körper. Na klar, dachte sie in einer Aufwallung von hilflosem Sarkasmus. Kaum setzte sie nach so langer Zeit wieder einen Fuß in die Gegend, war er der erste Mensch, der ihr über den Weg laufen musste!

Andererseits – was hatte sie denn erwartet, wie lange es bis dahin dauern würde? Er wohnte ja jetzt wieder hier. Direkt nebenan.

Nur mit Mühe widerstand sie dem Impuls, einfach wortlos ins Haus zu laufen. Den Schlüssel hatte sie schon griffbereit in der Hand.

»Hallo Bärbel«, sagte er. Seine Stimme klang rau, vielleicht ein bisschen tiefer als damals. Sie hatte in all den Jahren kein einziges Wort aus seinem Mund gehört. Er war schon früh von zu Hause ausgezogen, im selben Jahr wie sie, und wenn er danach seinen Vater und seinen Bruder überhaupt noch besucht hatte, war das nie während ihrer

Anwesenheit geschehen. Irgendwie hatte er immer herausgefunden, wann sie nach Hause kam. Dann hatte er sich jedes Mal ferngehalten. Nur einmal nicht, vor gut vier Jahren, da war sie unangemeldet aufgetaucht, so wie heute. Es war ein heißer Sommertag gewesen, und er hatte nebenan im Garten den Zaun repariert, unbekleidet bis auf ein Paar verwaschene Shorts. Sie hatte ihn zwei oder drei Herzschläge lang wie gebannt angestarrt, und als er aufblickte, war sie auf der Stelle durch die Kellertür ins Haus zurückgerannt, in der Hoffnung, dass er sie nicht bemerkt hatte.

Die Flucht anzutreten kam diesmal allerdings nicht infrage. Sie musste endlich anfangen, erwachsen mit der Situation umzugehen.

»Guten Abend, Klaus. Lange nicht gesehen.« Sie räusperte sich und deutete auf das Nachbarhaus, das deutlich breiter und moderner aussah als bei ihrem letzten Besuch. Klaus hatte den Sommer über alles sanieren und einen Anbau errichten lassen, ganz ähnlich wie seinerzeit Johannes und Inge. »Ist schön geworden, euer Haus.«

»Ja, ist eine Menge Platz dazugekommen. Ich wohne jetzt wieder hier. In den beiden oberen Etagen.«

Bärbel nickte. »Hab ich gehört.«

Und natürlich wusste sie auch, dass er nicht allein dort eingezogen war, sondern mit seiner Frau und seiner kleinen Tochter. Er hatte vor gut drei Jahren geheiratet, und das Kind war nur vier Monate später auf die Welt gekommen. Inge hatte es ihr erzählt, auch wenn es sie eine Menge Überwindung gekostet hatte. Ihre Schwester war schon immer eine Art Löwenmutter gewesen, sie ertrug es nicht, wenn die Gefühle ihrer jüngeren Geschwister verletzt wurden.

»Feierst du nicht Silvester?«, fragte sie in unverbindlichem Ton.

»Doch. Klar. War nur gerade Zigaretten holen.«

»Ach, du rauchst?«

»Sind nicht für mich«, meinte er wortkarg. Dann deutete er auf ihren Koffer. »Bleibst du länger?«

»Eine Weile auf jeden Fall.«

Einen Moment schien es ihr, als würde er es gern genauer wissen wollen, aber er nickte nur.

»Dann will ich mal reingehen«, sagte Bärbel.

»Ja, ich auch.« Er ging zu seiner Haustür. »Bis dann. Und guten Rutsch.«

»Danke, dir auch.«

Bärbel atmete auf. Na also, das war doch gar nicht so schwer gewesen. Erleichtert über den unkomplizierten Verlauf des Gesprächs setzte sie sich in Bewegung. Wegen des abgebrochenen Absatzes musste sie humpeln.

Klaus war abrupt stehen geblieben. »Bist du verletzt?« Eilig kam er näher. »Was ist mit deinem Bein passiert?«

»Nichts weiter, nur ein abgebrochener Absatz.«

»Ach so.« Er war jetzt nur noch drei Schritte von ihr entfernt, höchstens vier. Sie konnte trotz des Schneetreibens sein Gesicht erkennen, und mit einem Mal fühlte es sich so an, als würde eine Faust ihr Herz zusammendrücken. Er sah noch fast so aus wie früher. Die Gesichtszüge etwas kantiger, der Bartschatten dunkler, die Brauen eine Spur dichter. Aber sonst hatte er sich nicht verändert.

Er blickte sie unverwandt an. »War das vorhin eigentlich der Klüngelskerl, der dich hier abgesetzt hat?«

»Sag bloß, du hast den wiedererkannt?«, entfuhr es Bärbel.

»Nein, aber sein Auto.«

»Er hat gesagt, er hätte ein anderes als früher.«

Klaus lachte. »Die Ladefläche war voller Eisenschrott. Es *kann* nur der Klüngelskerl gewesen sein. Irgendeiner, egal welcher.«

Sein Lachen ging ihr durch und durch. Mit einem Mal war er wieder der Junge von früher.

Sie schüttelte den Kopf. »Es war nicht irgendein Klüngelskerl, sondern *unser* Klüngelskerl. Der, der damals hier rumgefahren ist. Er hat's mir erzählt.« Sie hielt inne und erwiderte seinen Blick, ehe sie leise fragte: »Weißt du noch, wie wir immer hinter dem hergerannt sind?«

In ihrer Frage lag alles. Die Erinnerung an die verschworene Freundschaft ihrer Kindheit, an die endlosen goldenen Sommertage, die sie zusammen verbracht hatten, im Wald und unten im Hespertal. Die übermütigen Schlittenfahrten im Winter, auf den schneebedeckten Hängen am Ortsrand. Und später die Liebe, die aus dieser Freundschaft erwachsen war und von der sie beide einst geschworen hatten, dass sie niemals aufhören würde.

Klaus gab keine Antwort, doch Bärbel glaubte, einen Anflug von Verzweiflung in seinen Zügen wahrzunehmen. Eine Sekunde später verschloss sich sein Gesicht.

»Natürlich weiß ich das noch«, sagte er. Seine Miene wirkte seltsam ausdruckslos. »Ich habe nichts vergessen.« Er nickte ihr zu. »Mach's gut, Bärbel. Man sieht sich.«

Mit diesen Worten wandte er sich ab und ging zurück nach nebenan.

*

Tief durchatmend schloss sie die Haustür auf. Sie hatte dieses erste zufällige Zusammentreffen gut gemeistert, fand sie. Zwar nicht ganz so souverän, wie sie es sich gewünscht hätte - die Frage, ob er sich noch an den Klüngelskerl erinnerte, hätte sie sich schenken können -, aber dafür war sie diejenige gewesen, die den Ton ihrer Unterhaltung bestimmt und damit die Richtung vorgegeben hatte, wie es künftig ablaufen würde. Knapp, gleichmütig und nichtssagend. Sie würde ihm bei weiteren Begegnungen gegenübertreten können wie den anderen Nachbarn auch, und keine Sekunde lang würde sie sich

anmerken lassen, dass er ihr damals das Herz gebrochen hatte. Kummer und Leid von einst waren längst überwunden. Ebenso wie die nachfolgende Wut, die sich im Laufe der Zeit in bitteren Groll verwandelt hatte. Aber auch dieses Gefühl war irgendwann vergangen. Geblieben war nur jenes Unbehagen, das sie davor zurückscheuen ließ, mit ihm zusammenzutreffen. Dabei kamen einfach zu viele Erinnerungen hoch. Genau das hatte ihr in den letzten Monaten die Heimfahrten verleidet. Es war absolut nachvollziehbar, dass sie sich solche Unannehmlichkeiten vom Hals halten wollte.

Doch auch damit würde sie fertigwerden. Schließlich war das mit ihnen beiden lange her, und sie war kein Teenager mehr.

Sie musste sich die Begegnung mit ihm nur wie eine Art Impfung vorstellen, überlegte sie in spontaner Anknüpfung an ihre Gedanken vorhin während der Fahrt. Wie einen wiederholten Kontakt mit einem abgeschwächten Virus. Man wurde davon nicht krank, sondern immun.

Im Haus war Musik zu hören, sie kam aus dem Wohnzimmer. Bärbel klopfte kurz und öffnete die Tür zu dem Raum, der vor vielen Jahren einmal Oma Mines gute Stube gewesen war. Es war niemand da, obwohl das Radio lief.

Flüchtig registrierte Bärbel die neue Stereoanlage, zeitgemäß und modern wie das ganze Zimmer.

Durch den Anbau war der Raum jetzt fast doppelt so groß wie früher. Inge und Johannes hatten ihn ganz nach ihrem Geschmack eingerichtet, mit deckenhohen, zum Bersten vollen Bücherregalen, bequemen Sesseln, einem breiten Sofa und einer schönen alten Anrichte, die sie von Oma Mines Mobiliar behalten und aufgearbeitet hatten.

Unvorstellbar, dass hier damals nach dem Krieg, als das Zimmer nur halb so groß gewesen war, ganze Familien zwangseinquartiert worden waren. Bärbel hatte als Kind noch etliche von ihnen kommen und gehen sehen, und

später dann die Bergleute, die jeweils zu zweit oder zu dritt für kleines Geld bei Oma Mine logiert hatten.

Bärbel ging den Flur entlang zur Küche. Auch die war gründlich modernisiert worden und viel geräumiger als früher. Den alten Spülstein und den Kohleherd gab es nicht mehr, und die gemütliche kleine Eckbank sowie Oma Mines Tisch mit der ewig gleichen Wachstuchdecke waren einer schicken neuen Einbauküche gewichen. Johannes und Inge hatten die Trennwand zum Nachbarraum herausreißen lassen, Oma Mines einstigem Schlafzimmer, das nun direkt an die offene Küche angrenzte und in ein Esszimmer mit herrlichem Blick in den Garten verwandelt worden war. Von dort gelangte man durch eine Verbindungstür in einen weiteren Raum, der durch den Anbau hinzugekommen war. In diesem Zimmer hatte vor drei Jahren Claire Sieber ihre Zelte aufgeschlagen, eine entfernte Cousine von Bärbels Vater Karl, die von allen nur Tante Clärchen genannt wurde. Nach Mines Tod hatte sie hier ein neues Heim gefunden. Ihr Mann war ebenfalls in jenem Jahr verstorben, und das bisschen Witwenrente, das ihr zur Verfügung stand, war zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel. Da hatte es gut gepasst, dass Inge und Johannes gerade dringend eine Haushälterin gesucht hatten, die sich tagsüber auch um Jakob kümmerte.

Aber auch Tante Clärchen war heute Abend offenbar ausgeflogen.

Bärbel ging zurück in den Flur und weiter zur Treppe, die nach oben zu den Schlafräumen führte.

»Hallo, niemand zu Hause?«, rief sie.

Keine Reaktion. Anscheinend war wirklich keiner da. Etwas enttäuscht schleppte sie ihren Koffer die Treppe hoch und schaute nacheinander in alle Räume. Das Zimmer ihres Vaters war verlassen, und auch im Schlafzimmer von Inge und Johannes sowie im angrenzenden Bad, das einst eine kleine Küche gewesen war, hielt sich niemand auf.

Bärbel stieg die Treppe zur Dachetage hoch. Aus den beiden ehemaligen Mansardenkammerchen war ein einziger großer Raum entstanden, in dem jetzt ihr Bruder sein Reich hatte. Doch auch er war nicht da, obwohl in seinem Zimmer das Licht brannte.

In einer Mischung aus Wehmut und Belustigung schaute Bärbel sich in Jakobs Zimmer um. Es sah wie üblich chaotisch aus, mit Socken unterm Bett, getragener Wäsche in den Ecken und diversen Büchern, die überall aufgeschlagen herumlagen, eine seltsam anmutende Sammlung aus Abenteuerromanen und Fachbüchern. Jakob konnte sich nicht nur mit Hingabe in Karl May vertiefen, sondern auch in komplizierte Abhandlungen über irgendwelche algebraischen Theoreme. Er hatte schon sehr früh eine ungewöhnliche Begabung für die Mathematik gezeigt, und obwohl er erst sechzehn war, korrespondierte er bereits mit namhaften Wissenschaftlern. Daneben hatte er ein ausgeprägtes Interesse für gesellschaftspolitische Themen entwickelt, er las Marx und Engels, Adorno und Horkheimer und vertrat die Meinung, dass jeder klar denkende Mensch aktiv daran mitarbeiten müsse, die Welt zu verbessern.

Auf einem Tischchen stand ein Schachbrett, die Figuren in einer kniffligen Pattaufstellung. Auch das war eine von Jakobs Vorlieben – er spielte gern bekannte Partien nach und suchte dabei nach raffinierten Varianten.

Auf dem Fußboden hatte er ein weiteres Strategiespiel aufgebaut, es nannte sich *Risiko*, und er versuchte ständig, jemanden aus der Familie zu überreden, gegen ihn anzutreten. Jeder musste mal dran glauben, aber es machte keinen richtigen Spaß, weil Jakob immer gewann. Folglich spielte er es meist mit sich selbst, ähnlich wie beim Schach.

Bärbel trug ihren Koffer nach nebenan in ihr eigenes Zimmer. Dieser Raum war ebenfalls durch den Anbau hinzugekommen.

In den ganzen Jahren seit ihrem Auszug hatte sich hier nichts verändert, obwohl sie das Zimmer während ihrer Schulzeit nur noch für wenige Monate bewohnt hatte. Als der Anbau erstellt worden war, hatte sie schon kurz vorm Abitur gestanden, und gleich danach war sie zum Studium nach Norddeutschland gezogen. Trotzdem hatten Inge und Johannes alles so belassen wie früher - ein hübsches Mädchenzimmer mit Schleiflackmöbeln, Flokati-Brücke vorm Bett und einer mit bunten Schnörkeln selbst bemalten kleinen Schminkkommode. Nicht zu vergessen die Poster an den Dachschrägen, von Stars, für die sie damals geschwärmt hatte.

Bärbel zog den Mantel aus und hängte ihn zum Trocknen auf einen Bügel, dann klappte sie ihren Koffer auf und holte ein Paar bequeme Slipper heraus, die sie gegen die Stiefel tauschte. In Gedanken versunken ging sie wieder nach unten. In diesem Moment wurde die Haustür aufgesperrt, und Inge kam herein.

Bei Bärbels Anblick entwich ihr ein Überraschungsschrei.

»Bärbel! Wo kommst du denn auf einmal her?«

»Aus Hamburg«, gab Bärbel grinsend zurück.

»Sag bloß.« Inge strahlte über das ganze Gesicht. Sie breitete die Arme aus, und Bärbel umschlang ihre ältere Schwester in inniger Zuneigung. In diesem Augenblick war sie einfach nur glücklich, wieder zu Hause zu sein. Alle Probleme schienen mit einem Mal weit weg.

Auch ihr Schwager Johannes betrat das Haus. »Na, so was. Je später der Abend!« Sein markantes Gesicht verzog sich zu einem breiten Lächeln. »Du bist mir vielleicht eine! Schneist hier herein, ohne Bescheid zu sagen! Aber wenigstens gerade noch rechtzeitig, um mit uns aufs neue Jahr anzustoßen!« Er umarmte Bärbel ebenfalls voller Herzlichkeit.

»Wo wart ihr denn?«, wollte sie wissen. »Im ganzen Haus ist Festbeleuchtung, und das Radio läuft auch.«

Abitur, und jetzt kam auch noch ein Enkelchen ins Haus - ihr Leben war so gesegnet!

Sie dachte daran, dass man vielleicht mehr davon gehabt hätte, wenn man all dieses überschäumende Glück auf eine längere Zeitspanne hätte verteilen können. Doch dann überlegte sie, dass ja nicht nur die schönsten Ereignisse glücklich machten, sondern im Grunde auch das ganz normale Leben. Es war ein leises Glück, aber man konnte es jeden Tag haben, wenn man wollte. Man musste einfach nur die Augen aufmachen. Auf das Lächeln der anderen achten und selber lächeln, dann spürte man die Liebe, die überall war.

Sie rückte ihren Sessel näher an den von Karl heran und ergriff seine Hand. Die Augen fielen ihr schon wieder zu, eigentlich sollten sie beide jetzt ins Bett gehen, da war es bequemer. Doch es war so schön, hier mit ihm zu sitzen, im Fernsehen die Männer auf dem Mond und auf dem Sofa die Kinder.

Ein Gedanke kam ihr noch, bevor sie einschief, und es war vielleicht der wichtigste von allen.

Es ging ums Zusammensein. Das war im Leben die Hauptsache. Denn wo die Menschen zusammen waren, musste niemand allein sein.

ENDE

Nachwort

Während ich diese Schlusszeilen schreibe, beherrscht da draußen immer noch die Coronapandemie die Schlagzeilen, und gerade hat der zweite bundesweite Shutdown begonnen. Zu einer Zeit, in der die Menschen einander gern besuchen und sich gemeinsam auf Weihnachten freuen, wird das öffentliche Leben heruntergefahren.

Aber so bitter es auch ist, an den kommenden Festtagen auf das Beisammensein mit manchen lieben Familienmitgliedern, Freunden und Bekannten verzichten zu müssen – es fühlt sich nicht so beängstigend an wie im Frühjahr, als man noch viel zu wenig über das Virus wusste. Inzwischen ist man als geübter Maskenträger, Abstandwahrer und Händewasch-Profi ein Stück weiter, zumindest bei den Erkenntnissen über diese Krankheit, und wenn man eine Sache daraus gelernt hat, dann wohl die, dass wir einen langen Atem und eine Menge Geduld brauchen, bis das alles – hoffentlich – irgendwann vorbei ist.

Und idealerweise viele Bücher. Für die kleinen Fluchten aus diesem oft so erschreckenden Alltag, um sich wegträumen zu können, in eine andere, vielleicht bessere Welt. Um sich in Geschichten zu verlieren, die glücklich, nachdenklich, optimistisch oder einfach nur zufrieden stimmen.

Ich selbst lese in diesen Tagen ebenfalls mehr als sonst, und parallel lässt mein Wunsch, eigene Geschichten zu erzählen, kein bisschen nach. Von Figuren, die zwar frei erfunden sind (wie immer lege ich gesteigerten Wert auf

die Feststellung, dass eventuelle Ähnlichkeiten mit echten Personen reiner Zufall sind), die aber dennoch für meine Leser im Laufe der Erzählung lebendig werden, bis sie sich – genau wie für mich – wie echte Freunde anfühlen. Freunde, die man über viele Seiten hinweg durch ihr Leben begleiten und sie am Schluss nicht mehr missen möchte.

Es schmerzt einen als Autor tatsächlich nicht wenig, nach mehreren Bänden von solchen lieb gewordenen Figuren Abschied zu nehmen. Die Charaktere der Ruhrpott-Saga waren mir lange Zeit so nah und so vertraut, dass ich mir kaum vorstellen kann, den Rest meines Lebens ohne sie zu verbringen. Und doch bin ich schon im Begriff, in meinem Herzen Platz zu schaffen. Für neue Figuren, neue Schicksale, denn das nächste Projekt steht bereits in den Startlöchern. *Nach dem Buch ist vor dem Buch*, wie eine frühere Lektorin von mir oft und gern anmerkte. So bleibt mir am Ende dieser Trilogie wieder nur, mich ein weiteres Mal zu bedanken. Bei meiner Familie, ohne die buchstäblich nichts geht. Beim kompletten Verlagsteam, allen voran meiner Lektorin und meiner Textredakteurin, lauter wunderbare Menschen, die trotz der Krise den Laden unermüdlich am Laufen halten und dabei Großartiges leisten. Bei Christoph für seine geduldige und kompetente medizinische Beratung (eventuell verbliebene Ungenauigkeiten gehen allein auf mein Konto!). Bei meinen Freundinnen und Autorenkolleginnen, die in regelmäßigen Telefonaten zuverlässig für gute Laune und einen Hauch von geselliger Normalität sorgen. Bei den vielen Buchhändlern, die trotz geschlossener Läden unbeirrt das Lesefutter zum Kunden befördern, notfalls mit dem eigenen Fahrrad, so wie manche von ihnen es schon während des ersten Shutdowns getan haben.

Und *last but not least* natürlich bei Ihnen persönlich – meinen Leserinnen und Lesern. Ohne Sie würde das alles hier nicht funktionieren. Wenn ein Buch sich auf den Weg macht, ist nämlich allein entscheidend, wo es am Ende

landet. Und das sind nun mal Sie, die Menschen, für die ich es geschrieben habe. Ich hoffe, dass ich Sie gut unterhalten konnte und dass Sie auch beim nächsten Mal wieder mit von der Partie sind.

Bis dahin alles Gute, und bleiben Sie bitte weiterhin gesund!

Eva Völler, im Dezember 2020